



EV. KIRCHENGEMEINDE
BERNLOCH, MEIDELSTETTEN
MIT OBERSTETTEN



07.07.2024

Predigt am Gesundheitstag: Geben, nicht behalten

Zu Lk 10,25-37 (BB):

*25*Da kam ein Schriftgelehrter und wollte Jesus auf die Probe stellen. Er fragte ihn: »Lehrer, was soll ich tun, damit ich das ewige Leben bekomme?« *26*Jesus fragte zurück: »Was steht im Gesetz? Was liest du da?«

*27*Der Schriftgelehrte antwortete: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken.« Und: »Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst.«

*28*Jesus sagte zu ihm: »Du hast richtig geantwortet. Halte dich daran und du wirst leben.«

*29*Aber der Schriftgelehrte wollte sich verteidigen. Deshalb sagte er zu Jesus: »Wer ist denn mein Mitmensch?«

*30*Jesus erwiderte: »Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs wurde er von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn bis aufs Hemd aus und schlugen ihn zusammen. Dann machten sie sich davon und ließen ihn halb tot liegen.

*31*Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg herab. Er sah den Verwundeten und ging vorbei.

*32*Genauso machte es ein Levit, als er zu der Stelle kam: Er sah den Verwundeten und ging vorbei.

*33*Aber dann kam ein Samariter dorthin, der auf der Reise war. Als er den Verwundeten sah, hatte er Mitleid mit ihm. *34*Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn in ein Gasthaus und pflegte ihn. *35*Am nächsten Tag holte er zwei Silberstücke hervor, gab sie dem Wirt und sagte: »Pflege den Verwundeten! Wenn es mehr kostet, werde ich es dir geben, wenn ich wiederkomme.«

*36*Was meinst du: Wer von den dreien ist dem Mann, der von den Räubern überfallen wurde, als Mitmensch begegnet?« *37*Der Schriftgelehrte antwortete: »Der Mitleid hatte und sich um ihn gekümmert hat.«

Da sagte Jesus zu ihm: »Dann geh und mach es ebenso.«

Sie haben ihm alles genommen. Wirklich alles. **Sie plünderten ihn bis aufs Hemd aus und schlugen ihn zusammen.** Seinen Besitz haben sie geraubt, bis aufs Hemd alles weg. Seine Gesundheit haben sie zerstört und seine Würde haben sie ihm auch irgendwie genommen, als sie ihn halbtot in der heißen Wüstensonne liegen ließen. Wir wissen gar nicht, was er davor alles hatte, was er bei sich trug, ob es sich für die Räuber gelohnt hat, aber das ist für Jesus in dem Gleichnis auch nicht wichtig. Er malt uns eine Person vor Augen, die so gut wie nichts mehr hat. Auch Hoffnung hat man eigentlich so gut wie keine mehr, wenn man auf diesem berüchtigten, gefährlichen Weg zwischen Jericho und Jerusalem zu Schaden kommt. Da ist selten jemand unterwegs in dieser kargen Wüste. Wer soll ihn hier finden, bevor er stirbt? Und so liegt er da, blutend und mit Schmerzen in der brütenden Sonne und im Staub des Wüstensandes. Es brennt vom Himmel und es brennt in seinen Wunden.

Zum Glück ist das heute in Deutschland selten geworden. Zum Glück haben wir Systeme, die im Notfall helfen. Und doch gibt es auch heute Menschen, nicht nur weit weg, auch bei uns, die in Notlagen geraten, in denen man so gut wie nichts mehr hat. Abgezockt worden, in kriminelle Fänge irgendwie hineingeraten. Oder auch wo Krankheit und die dazugehörigen Behandlungen oder auch einfach unglückliche Ereignisse erst den Job, dann die Ersparnisse und die Besitztümer wegnehmen. Womöglich auch die Wohnung und dann natürlich auch die Hoffnung. Das soziale Rettungsnetz ist zwar gut, aber hat auch Lücken, durch die man durchfallen kann.

Manchmal ist es auch einfach das Alter, das einem raubt, was man hatte: Die Kraft, manche Fähigkeiten, auch die Lust und die Freude. Wenn Wunden nicht mehr heilen, wenn der Umgang damit den Alltag bestimmt, und wenn dann noch Einsamkeit über einen herfällt, dann kann man auch heute und auch ohne Wüste nachempfinden, wie dem Überfallenen in Jesu Gleichnis zumute ist, nachdem ihm alles genommen wurde.

So liegt er da und hat eigentlich kaum noch Hoffnung. Abschiedsgedanken kommen auf, wenn das nackte Leben das einzige ist, was man noch hat, denn das ist da Letzte, was man noch hergeben muss. Doch dann hört er Schritte. Tatsächlich kommt da jemand in diese einsame, karge Gegend. Er hofft ein kleines bißchen, schlägt die Augen auf, soweit das geht, und dann wird seine Hoffnung noch größer: Es ist ein Priester. Der wird ihm helfen. Der kann ihm, dem man alles genommen hat, etwas geben. Und der sieht ihn auch da liegen. Er schaut ihn an und geht vorbei.

Wie kann das denn sein? Hat er etwas Angst, dass er selbst auch ausgeraubt wird? Geht er auf Nummer sicher für sich selbst? Oder denkt er, das Schicksal des Verwundeten sei eine Strafe Gottes, in die man sich besser nicht einmischt? Sieht er nicht, was der Verwundete braucht und was er zu geben hätte? Doch, **was er hat, behält er für sich, und geht weiter.**

Wenig später wieder Schritte. Wieder blickt er auf, wieder keimt Hoffnung auf, denn es ist ein Levit, der da vorbeikommt. Einer, der im Tempel in Jerusalem arbeitet. Auch der sieht ihn, doch auch er geht vorbei. Wie ist das möglich? Scheut er sich, mit dem Blut in Berührung zu kommen, weil ihn das vom Tempelkult ausschließen würde? Hat er Angst, dass wenn er sich kümmern würde, der Überfallene sterben würde, denn dann wäre der Levit für die Beerdigung zuständig und würde sich verunreinigen? **Offenbar behält er lieber seine Reinheit für sich, bevor er dem Leidenden gibt, was der bräuchte.**

Aus Hoffnung wird Enttäuschung. Wie oft hören wir heute, wenn es jemandem schlecht geht: „Die müssten mir doch helfen.“ Die ... der Staat oder die Behörden, aber auch Ärzte, Krankenhäuser und Kirchen, vielleicht auch Freunde oder Verwandte. Da sind Hoffnungen. Das sind Erwartungen an Institutionen. Und natürlich hat man die auch mit recht. Heute hat man allerdings den Eindruck, dass viele Hoffnungen enttäuscht werden. Wenn in der privatwirtschaftlich organisierten Medizin der Blick enorm auf Effizienz und Finanzen liegt, sodass man den Eindruck hat, es wird einem eher die Behandlung empfohlen, die sich rechnet, als die, die eigentlich nötig wäre. Wenn die personelle Unterbesetzung Pflegenden, Ärztinnen und Ärzte von Patient zu Patient scheucht, ihnen kaum noch Zeit gewährt, dass sie geben könnten, was eigentlich nötig wäre: Mal Zeit zu haben für ein Gespräch oder ausführlicher nachdenken zu können über alternative Methoden. Wenn es ewig dauert bis man überhaupt einen Termin bekommt und immer etwas dazwischen geschoben wird. Wenn Pfarrer für Besuche und Begleitung zum Beispiel nach Beerdigungen immer weniger Zeit haben. „Die, die mir doch helfen müssten, auf die ich gehofft hatte, gehen an mir vorbei.“ So fühlt sich das dann an. Oder auch wie im Gleichnis: „**Die, die haben, was ich bräuchte, behalten es für sich.**“ Zeit wird für anderes investiert, Erträge müssen in Renditen fließen, Wissen, das durch die Bildung hierzulande erworben wurde, wird woanders eingesetzt, weil man dort besser verdient, aber nicht bei mir, wo ich genau das bräuchte.“

Liebe Gemeinde, es ist ein Problem unserer Zeit, dass Vertrauen enttäuscht wird in die Dinge, die einem eigentlich Gewissheit geben sollten. Und manche machen politische Programme daraus. Da wird uns suggeriert, dass wir uns darauf konzentrieren sollten, festzuhalten, was wir haben. Nach uns selbst zu schauen und für uns zu behalten, was uns gegeben ist. „Mein Land zuerst“, Hauptsache ich. Weil einem doch sonst nicht geholfen würde.

Natürlich: Es gibt auch eine völlig überzogene Erwartungshaltung, wenn manche alle Verantwortung den Institutionen zuschieben. Wenn Staat und Gesundheitseinrichtungen und auch Kirchen immer zuständig sind, die eigenen Wünsche zu erfüllen, dann stellt man Forderungen und suhlt sich im Jammern, dass das alles nicht so ist, wie man es für richtig hält. In so eine Haltung sollte man nicht verfallen. Aber abgesehen davon gibt es eine Enttäuschung aus dem Eindruck: Hier wird etwas zurückgehalten oder aufgehoben, was mir jetzt aus der Not helfen würde. Und das ist schon eine Problemanzeige, die man ernst nehmen sollte. Wo Systeme wie ein Gesundheitssystem oder auch Politik oder Kirchen sich selbst zuerst im Blick haben und dabei den Notleidenden ins zweite Glied schieben, da gehen sie an denen vorbei, die sie brauchen. Da behalten sie im Zweifelsfall für sich, was sie zu geben hätten. Und diese Enttäuschung sitzt.

Der Verletzte im Gleichnis hört die immer leiser werdenden Schritte, die sich von ihm entfernen. Die mitnehmen, was sie ihm hätten geben können. Dem Priester und dem Levit, den Eliten seiner Zeit, waren andere Dinge oder sie selbst wichtiger als er. Sie haben ihn liegen lassen. Das schmerzt. Dann hört er ein drittes Mal Schritte. Er schaut auf, doch dieses Mal wächst da keine Hoffnung in ihm, denn der wird ihm ganz sicher nicht helfen. Es ist ein Samariter. Einer von dem verfeindeten Volk. Er wird an ihm vorbeigehen, vielleicht noch Håme über ihm auskippen. Auch der Samariter sieht den Verwundeten. Er hat Mitleid mit ihm. Und obwohl er es nicht müsste, gibt er, was er bei sich hat, um dem Verwundeten zu helfen. Zunächst mal neigt er sich zu ihm hinunter. Dann gibt er Öl und Wein, die nicht für die Wunden eines Fremden gedacht waren, aber weil er damit die Wunden desinfizieren kann, gibt er diese wertvollen Güter. **Er behält nicht für sich, was dem anderen hilft.** Damit zeigt er auch, was jetzt wichtiger ist: Der, der vor ihm liegt, seine Wunden, und nicht wozu er Öl und Wein dabei hat. Auch sein Tier gibt er zum Transport des Mannes. Er bringt ihn in eine Herberge. Dort, wo Profis sind. Wo man dem Verwundeten besser helfen kann. Und auch dort gibt er wieder, was er hat. Er bezahlt für die Behandlung. 2 Silberstücke, das sind ungefähr 2 Tageslhne. Und eine Bürgschaft legt er noch dazu: Wenn es teurer wird, wird er auch das übernehmen. Der Samariter unterscheidet sich von den anderen beiden. Nicht, dass die anderen herzlos gewesen wären, aber **sie haben für sich behalten, was sie hatten. Er war bereit zu geben, was er konnte.** Er half akut mit einer Art erste Hilfe vor Ort, und dann noch durch die institutionalisierte Hilfe in der Herberge.

Gut, wenn einem jemand hilft. Viele von uns kennen das aus ihrem Leben auch: Gut, dass jemand da war, als es mir schlecht ging. Gut, dass ich Menschen habe, die nach mir fragen. Gut, dass jemand zu mir kommt und mich in dem unterstützt, was ich nicht mehr kann. Dass jemand Essen auf Rädern vorbeibringt oder für mich kocht. Dass jemand anruft und fragt, wie es geht. Auch dass wir hier eine Einrichtung haben, wo man ganz nahe ärztliche Versorgung hat. Wie wertvoll, dass es Pflegekräfte gibt, die oft mehr arbeiten als sie müssten. Dass hier ein Arzt auch noch ins Haus kommt, einer, der eigentlich seinen Ruhestand genießen könnte. Dass es Pflegedienste gibt, die jeden Tag kommen, anziehen helfen oder baden. Dass es Menschen gibt, die sogar als Haushaltshelfer ganz bei einem einziehen, damit man auch noch im Alter zu Hause bleiben kann. Und dass das oft Kräfte aus dem Ausland, aus vor allem osteuropäischen Ländern sind, ist nur eine kleine Verbindung zu unserem Gleichnis. Natürlich werden die bezahlt, so wie die Herberge, aber sie geben auch viel. Sie lassen ihre Familien zurück, sie lernen unsere Sprache - lblerisch muss man erstmal verstehen, wenn man aus dem Ausland hier herkommt. Sie geben das, was wir Deutschen lieber für uns behalten.

Und darum geht's mir heute vor allem: Gut, wenn jemand gibt, was er hat. Es nicht nur für sich behält. Das ist es, was den Samariter im Gleichnis auszeichnet. Das ist es auch, was ihn zu einem **Bild auch für Jesus** werden lässt. Denn Jesus behält das Heil auch nicht für sich. Er geht nicht an uns vorüber. Er, der aus der Fremde zu uns kam, und der eigentlich keine Pflicht hat, uns sein Heil zu geben, der sieht unsere Not. Unsere geistliche Not. Er sieht unsere Ausweglosigkeit und dass wir uns nicht selbst helfen können. Jesus hat Mitgefühl mit uns und gab uns deshalb, was uns das Leben schenkt. Er hat alles gegeben, was er hatte, bis hin zu seinem eigenen Leben, aber auch Worte, die uns guttun, Ermahnungen, die uns Wege weisen, und die Erfahrung, dass Gott sich ganz zu uns herabbeugt, alles das hat Jesus gegeben, damit wir heil werden. Damit wir das Leben bekommen. Er hat unsere Last und Kraftlosigkeit auf sich geladen und hat alles bezahlt, was nötig war, damit wir Heilung im geistlichen Sinn bekommen.

Gut, dass er gab, was er geben konnte, und nicht für sich behalten hat, was für uns wichtig war.

Als Jesus das Gleichnis beendet hat, sagt Jesus: **„Geh hin und mach es ebenso!“** Handle wie der Samariter. Für uns heißt das nicht unbedingt: Kauf dir einen Esel, flieg nach Israel und lauf mal von Jericho nach Jerusalem hoch, sondern es heißt für uns: **Schau auf das, was du hast, und wo es für einen in seiner Not wertvoll wäre, da behält es nicht für dich!**

Wir haben auf unserem Lebensweg Dinge dabei, die anderen Hilfe sein können. Womöglich Leidenden in anderen Ländern oder aber auch welche in unserer Nähe, mit denen man nicht so gut ist. Wo keine „Pflicht“ uns dazu drängt, zu helfen. Sondern nur die Not, die wir sehen und die uns bewegt. Dann nicht nur für sich behalten, was man hat, sondern geben.

In der akuten Notsituation oder dann auch mit der Unterstützung professionalisierter Hilfe. In unserem immernoch wohlhabenden Land können wir natürlich finanzielle Unterstützung leisten, die anderswo Leben rettet. Aber es geht nicht nur um das Geld.

In einer Zeit, in der man immer mehr darauf schaut, was man für sich behält – wo das politisch in Formeln wie „Wir zuerst“ groß gemacht wird, da frag dich doch mal: Was hab ich zu geben für jemand, dem viel genommen wurde? **Wem kann ich mit meiner Zeit der Nächste sein?** Wenn du davon reichlich hast und andere brauchen das, dann: Wem kann es dienen, wenn ich ihm davon abgebe? **Wem kann ich mit meinem Interesse Nächster sein? Wem mit meinem handwerklichen KnowHow und wem mit meiner freudigen Art?**

Der Samariter gibt, was er hat, Priester und Levit haben auch, aber entscheiden sich, lieber für sich zu behalten.

Beim Gesundheitstag kann man auch in Sachen Gesundheit fragen: Ist das etwas, von dem ich denke „Hauptsache, ich bin gesund“. Und dann tut man alles, dass man sie für sich behält. Oder ist Gesundheit vielleicht auch etwas, das wenn ich es habe, eine Gabe sein kann, mit der ich anderen dienen kann. Ein gesundes Miteinander schaffen. Auch Hoffnung geben. Alles das.

Und nicht zuletzt auch **das Heil geben**. Nicht an den Menschen unserer Zeit vorbeigehen und denken: „Ob man heil wird oder nicht, sei jedem selbst überlassen. Interessiert mich nicht, solange ich es habe. Jedem sein Glaube und dann auch sein ewiges Schicksal.“ Es darf uns nicht egal sein, wenn die Menschen um uns des Glaubens beraubt sind. Wenn ihnen das Wissen um die Gnade Gottes und die Ewigkeit von Aufklärung und Selbstbestimmung ausgezogen wurde. Auch da haben wir etwas zu geben, nicht nur für uns zu behalten. Und auch da kann es wie Wein und Öl auf Wunden sein, wenn man Gottes Botschaft auch zuspricht, nicht schweigend für sich behält.

Liebe Festgemeinde, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter passt zum Gesundheitstag, weil er tut, was Gesundheit für den Notleidenden ermöglicht. Aber es geht noch tiefer: Es geht um das Heil und lasst uns da nicht wie Priester und Levit für uns behalten, was anderen Hilfe sein kann. Auch da kann man Profis und Institutionen unterstützen – Kirchen oder Missionswerke -, aber vorher steht die akute Soforthilfe. Die Zuwendung dort, wo die Menschen einem auf dem Weg begegnen, die uns brauchen, die kann man nicht delegieren. Die ist Aufgabe von jedem, der etwas zu geben hat.

Und das sagt Jesus dem, der ihn fragt, wer denn sein Nächster sei, mit dem Gleichnis: Der ist dein Nächster, dem du etwas geben kannst. Der dich braucht. Und du hast Wichtiges zu geben. Jeder von uns hat etwas zu geben. Da wo du nicht für dich behältst, sondern gibst, da handelst du so wie der Samariter in der Geschichte.

Amen